

*Osnabrücker Jahrbuch*  
*Frieden und Wissenschaft*

**III/1996**

**Dialog**  
**Wissenschaft – Gesellschaft – Politik – Kultur**

**Universitätsverlag Rasch Osnabrück**



## Ethnische Stereotypen, Fremdheit und Abgrenzung

### 1. Einleitung

Identitätsstiftende Zugehörigkeitsgefühle und Grenzziehungsprozesse zwischen »Wir-Gruppe« und »Sie-Gruppe« sind Ausdruck komplexer Prozesse, die sowohl gesellschafts-politische als auch psychosoziale Dimensionen von Migration und Einwanderung umfassen. In diesem Sinne wirken die verschiedenen Formen von *Stereotypen*, die zwischen Gruppen unterschiedlicher nationaler Herkunft gebildet werden, die *Fremdheitserfahrungen* von Zugewanderten und die juristisch festgelegte *Abgrenzungspolitik* zwischen dem »Eigenen« und den »Fremden« im bundesdeutschen Kontext auf die Identitätsbildungsprozesse von Individuen ein. Diese miteinander verknüpften und zusammenwirkenden Prozesse werden in den alltäglichen Erlebnissen und Erfahrungen von einzelnen Individuen wirksam. Der Umgang mit der Frage des Dazugehörens oder Nicht-Dazugehörens im interkulturellen Kontext wird von Frauen und Männern in ihrem Alltag aktiv angeeignet, gestaltet und ggf. bewältigt. Die Frage nach den psychosozialen und emotionalen Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategien der Zugehörigkeitsgefühle und Grenzziehungsprozesse im Einwanderungskontext enthält aber nicht nur gruppenspezifische Dimensionen (z. B. nach Majorität- und Minoritätstatus), sondern ist geschlechtsspezifisch zu differenzieren. Diese – bisher selten systematisch untersuchten – Aspekte der gruppenspezifischen Wahrnehmung, Erfahrung und Herstellung von Stereotypen, Fremdheit und Abgrenzung von Frauen im Einwanderungs- und Niederlassungsprozeß aus einer interkulturell-vergleichenden Perspektive zu erfassen, ist das Thema des vorliegenden Beitrages.

Im folgenden werden zu diesem Themenkomplex relevante Ergebnisse, die im Rahmen des Forschungsprojektes FAFRA<sup>1</sup> an der Universität Osnabrück entstanden, vorgestellt. Befragt wurden Aussiedlerinnen, Frauen aus der Türkei und (west)deutsche Frauen.<sup>2</sup> Diskutiert werden Aussagen und Einstellungen zu Selbst- und Fremdbildern

---

<sup>1</sup> Das empirische Forschungsprojekt FAFRA (Familienorientierung, Frauenbild, Bildungs- und Berufsmotivation von eingewanderten und westdeutschen Frauen in interkulturell-vergleichender Perspektive) wird an der Universität Osnabrück, Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissenschaften, Fachgebiet Allgemeine Pädagogik/Frauenforschung durchgeführt. Die Forschung wurde bzw. wird im Zeitraum 1991–1997 im Schwerpunktprogramm FABER (Folgen der Arbeitsmigration für Bildung und Erziehung) der DFG gefördert. Antragstellerin und Projektleiterin ist Leonie Herwartz-Emden; wissenschaftliche Mitarbeiterinnen sind Sedef Gümen, Manuela Westphal und Tatjana Reinersmann.

<sup>2</sup> Diese Ausführungen beruhen auf 20 explorativ-narrativ angelegten Erstinterviews (mit 14 Aussiedlerinnen, drei Frauen aus der Türkei und drei westdeutschen Frauen), die während der ersten Phase der Projektarbeit durchgeführt wurden. Diese Interviews widmeten sich einem breiten Themenspektrum und dienten als Basis für die Entwicklung eines standardisierten Fragebogens für eine größere Untersuchung im Rahmen der Projektforschung. Der Leitfaden der im vorliegenden Beitrag darzulegenden Erstinterviews gliederte sich nach folgenden Themenschwerpunkten: Erhebung sozialstatistischer Daten; Lebensalltag im Herkunftsland; Motivation und Erwartung der Migration/Ausreise; Ankunft in der Bundesrepublik Deutschland und Lebensalltag in der Bundesrepublik Deutschland; Lebens- und Zukunftsvorstellungen, insbesondere bezüglich der Erwerbstätigkeit und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf; Frauenbild und Einstellungen zu Mutterschaft; Selbst- und Fremdeinschätzung im Vergleich zu den Frauen aus den jeweiligen drei Untersuchungsgruppen. Diese Interviews, die zwei bis vier Stunden je befragter Frau dauerten, wurden auf Tonband aufgezeichnet und wortwörtlich transkribiert. Sie wurden durch eine mehrstufige Inhaltsanalyse ausgewertet (darauf aufbauend wurden die Items und Skalen für den standardisierten Fragebogen entwickelt).

sowie die Umgangsformen und Verarbeitungsstrategien mit den Fremdheits- und Abgrenzungserfahrungen von Frauen aus zwei Einwanderergruppen der Erstgeneration mit unterschiedlichem sozialen Status (Aussiedlerinnen und Arbeitsmigrantinnen). Diese Frauen sind aus unterschiedlich strukturierten Herkunftskontexten (ehem. Sowjetunion und Türkei) und unter verschiedenen sozial-politischen Bedingungen (jeweils als Staatsbürgerinnen und Ausländerinnen) in die Bundesrepublik eingewandert. Wie sich die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede dieser beiden Gruppen von Frauen in Konfrontation mit der bundesdeutschen Gesellschaft, dem Frauenbild dieser Gesellschaft und der deutschen Frau selbst gestalten und wie sich diese Erfahrungen auf den Wandel der Orientierungen und auf das Selbstbild der eingewanderten Frauen auswirken, ist eine der zentralen Forschungsfragen des genannten Projektes. Die Untersuchung der Selbst- und Fremdbilder der (west)deutschen Frauen bietet eine erweiterte bzw. konstitutive Vergleichsperspektive und trägt dazu bei, die gegenseitigen Stereotypen aufeinander zu beziehen und Identitätsbildungsprozesse aus der Perspektive der hiesigen *de facto* Einwanderungsgesellschaft zu erklären.

Zunächst nehmen wir auf den gesellschaftspolitischen Rahmen und seine sozialpsychologischen Dimensionen Bezug, wobei die Frage nach den emotionalen Folgen von Migration und Einwanderung einbezogen wird (Abs. 2). Darauf aufbauend werden Fremdheitserfahrungen von Aussiedlerinnen und Frauen aus der Türkei (Abs. 3) und gegenseitige Stereotypen aller Befragten (Abs. 4) aufgezeigt und diskutiert.

## 2. Grundannahmen zur Entstehung von Fremd- und Selbstbildern

### 2.1 Gesellschaftspolitische und sozialpsychologische Dimensionen der Abgrenzung

Differenzkategorien wie Ethnizität und nationale Herkunft bringen soziale Verhältnisse zum Ausdruck. Sie sind keine natürlichen oder kulturell determinierten »Fakten« an sich, die Individuen wie ein Set von Eigenschaften oder eine festgelegte Identität im Sinne einer sogenannten kulturellen Basispersönlichkeit innewohnen. Solche Kategorien werden statt dessen durch Prozesse der Ein- und Ausschließung im Sinne von Definitions-, Zuschreibungs- und Differenzierungsprozessen in historisch spezifischen Kontexten gebildet<sup>3</sup>. Die Kriterien der Mitgliedschaft in sozialen Gruppen unterliegen sozialem Wandel und können nach spezifischem Kontext variieren. Dennoch sind durch Differenzmarkierungen geformte identitätsstiftende »Wir«-Gefühle und ethnische oder kulturelle Selbst- und Fremdbilder nicht beliebig veränderbar und werden nicht immer wieder neu in der Interaktion hergestellt.<sup>4</sup> Sie sind historisch und gesellschaftlich tradiert. Im bundes-

<sup>3</sup> Überblicke mit Literaturhinweisen bieten die folgenden Angaben: Friedrich Heckmann. *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart 1992; Frank-Olaf Radtke. »Lob der Gleichgültigkeit. Die Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus«. Uli Bielefeld (Hg.). *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?* 2. Aufl. Hamburg 1991, 79–96; Eckhard J. Dittrich, Frank-Olaf Radtke. »Einleitung: Der Beitrag der Wissenschaften zur Konstruktion ethnischer Minderheiten«. Ders. (Hg.). *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten*. Opladen 1990, 11–40; Georg Elwert. »Nationalismus, Ethnizität und Nativismus – über Wir-Gruppenprozesse«. Peter Waldmann, Georg Elwert (Hg.). *Ethnizität im Wandel*. Saarbrücken, Fort Lauderdale 1989, 21–60; Wolf-Dietrich Bukow, Roberto Llaryora. *Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minoritäten*. Opladen 1988.

<sup>4</sup> Marek Czyzewski, Martina Drescher, Elisabeth Gülich, Heiko Hausendorf. »Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Theoretische und methodologische Aspekte«. Marek Czyzewski, Elisabeth Gülich, Heiko Hausendorf, Maria Kastner (Hg.). *Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa*. Opladen 1995, 11–81, hier 19.

deutschen Einwanderungskontext gewinnt dieser Aspekt eine herausragende Bedeutung, insofern als die Kriterien des Dazugehörens mit dem juristischen Mythos einer homogenen und gemeinsamen kulturellen Identität einhergeht. Die Abgrenzung zwischen vermeintlich faktischen, durch die Herkunft oder Abstammung bestimmten ethnischen oder kulturellen Gruppen beruht auf einem überkommenen Prinzip der Staatsbürgerschaft, das mit einer sog. kollektiven Volkszugehörigkeit unmittelbar verknüpft ist und damit verwischt wird.<sup>5</sup> Weiterhin ist die Grundlage dieser hierarchisierenden Abgrenzung im Zusammenhang mit einem Traditions- und Modernitätsparadigma zu betrachten, das sich auf den Hintergrund einer Jahrhunderte währenden Tradition des europäischen Kolonialismus und Nationalismus stützt.<sup>6</sup> Nach diesem Paradigma wird die westliche Kultur latent – und manifest – als vorherrschend und bestimmend angesehen; sie setzt den Maßstab, nach dem andere – nicht-westliche – Lebensweisen als rückschrittlich bewertet werden. Die Abwertung der »anderen« und die Privilegierung der »eigenen« Kulturmerkmale hängen unmittelbar mit der ungleichen und hierarchischen Machtverteilung in der Gesellschaft zusammen.<sup>7</sup> Grenzziehungsprozesse verfestigen sich in diesem Sinne zwischen dem Eigenen (Dazugehörigen) und den Fremden (Nicht-Dazugehörigen) – Prozesse, die die Chance auf Teilhabe an gesellschaftlichen Leistungen und Ressourcen differentiell strukturieren.<sup>8</sup>

Im Alltag werden die entlang der ethnischen bzw. kulturellen Markierungen hergestellten Abgrenzungen auf der subjektiven Ebene erlebt und verarbeitet. Hier kommen die verschiedenen Formen der sozialen Handhabung im Zusammenhang mit den Lebensbedingungen von zugewanderten und nicht-zugewanderten Gesellschaftsmitgliedern im Migrationsprozeß zum Ausdruck.<sup>9</sup> Zugehörigkeitsgefühle und Grenzziehungsprozesse zwischen »Wir«- und »Sie«-Gruppen sind demzufolge für die Identifikations- und die Differenzerfahrungen von Individuen wirksam. Ausschlaggebend für die Bildung der sozialen Identität und die Wahrnehmung von Selbst- und Fremdbildern als soziale Stereotypen<sup>10</sup> ist die Mitgliedschaft und Affiliation in sozialen Gruppen, die sich nach dem gesellschaftlich bedingten Mehrheits- und Minoritätenstatus unterscheiden. Die Identität von Individuen wird – nach der Theorie der sozialen Identität (SIT) durch diese Mitgliedschaft bzw. das kollektive Zugehörigkeitsgefühl geformt; das wiederum wird durch soziale Vergleiche zwischen Eigen- und Fremdgruppen aufrechterhalten. Die Tendenz zum sozialen Vergleich zwischen Mitgliedern der Minoritätengruppen und den Majoritätsangehörigen wird erst dann aktuell – so die Grundannahme der SIT – wenn die ersteren den niedrigen bzw. machtschwächeren Sozialstatus der eigenen Gruppe erkennen und diese Wahrnehmung dann in ihr Selbstbewertungskonzept miteinbeziehen.<sup>11</sup> Soziale Vergleiche

---

<sup>5</sup> Uli Bielefeld. »Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären«. Ders. (Hg.). *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?* 2. Aufl. Hamburg 1991, 97–128; Lutz Hoffmann. *Die unvollendete Republik. Zwischen Einwanderungsland und deutschem Nationalstaat.* 2. Aufl. Köln 1992; Dieter Oberndörfer. *Der Wahn des Nationalen. Die Alternative der offenen Republik.* Freiburg i. B., Basel, Wien 1993.

<sup>6</sup> Frank-Olaf Radtke. »Institutionalisierte Diskriminierung – zur Verstaatlichung der Fremdenfeindlichkeit«. Rainer Bauböck u. a. (Hg.). *...und raus bist du! Ethnische Minderheiten in der Politik.* Wien 1988, 107–128.

<sup>7</sup> Elçin H. Kürsat-Ahlers. »Das Stigma des Einwanderers. Über die Macht, Kultur und Abwehr in Einwanderungsprozessen«. Ders. (Hg.). *Die multikulturelle Gesellschaft: Der Weg aus der Gleichstellung?* Bielefeld 1992, 41–93, hier 74–75.

<sup>8</sup> Dittrich, Radtke, 16.

<sup>9</sup> Michael Bommes, Albert Scherr. »Der Gebrauchswert von Selbst- und Fremde ethnisierung in Strukturen sozialer Ungleichheit«. *Prokla* 83 (1992), 291–316.

<sup>10</sup> Henri Tajfel. *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen.* Bern, Stuttgart, Wien 1982.

<sup>11</sup> Ebd., 151f.

che sind demnach zentral für die Bildung von Identitäten in modernen – de facto pluralistischen – Gesellschaften.<sup>12</sup>

An dieser Stelle ist der im bundesdeutschen Kontext vorherrschende Diskurs über »fremde Frauen« hervorzuheben. Dieses Konstrukt wird häufig als defizitär, rückständig und untergeordnet kontrastiv mit dem Bild der modernen, selbstbestimmenden und befreiten »westlichen« Frauen gefestigt. Vergleichbar sind die hierzulande herrschenden Stereotype und die Fremdbilder über Frauen aus der Türkei und über die Aussiedlerinnen. Angenommen wird, daß sie sich fern jeglicher Emanzipation befinden und daß sie in sehr traditionellen, hierarchischen, patriarchalisch abhängigen Beziehungen und Familienverhältnissen leben.<sup>13</sup> Aus unserem theoretischen Bezugsrahmen heraus sollen Alltagsdeutungen und -wahrnehmungen über geschlechtsspezifische »traditionelle« und »moderne« Stereotypen der befragten Aussiedlerinnen, Einwanderinnen aus der Türkei und westdeutschen Frauen im Rahmen ihrer jeweiligen sozialen Verhältnisse durchleuchtet werden.<sup>14</sup> Weiterhin ist für unsere Untersuchung relevant, welche Merkmale die befragten Frauen sich selbst und den Frauen aus den anderen Gruppen im sozialen Vergleichsprozeß zuschreiben und welches Erklärungsmuster sie für ihre Gruppen-Selbst- und Gruppen-Fremdbilder anbieten.

## 2.2 Die emotionalen Dimensionen der Integration und Abgrenzung

Die emotionale Verarbeitung der Erfahrungen im Einwanderungs- und Niederlassungsprozeß von sowohl ArbeitsmigrantInnen aus der Türkei als auch AussiedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion wurde bisher nur in wenigen Arbeiten im deutschsprachigen Forschungsraum untersucht. Auf diese Ansätze wird im folgenden eingegangen. Zumeist wird dabei ein Phasenmodell von Integrations- bzw. Entwicklungsstufen im psychischen Prozeß der Migration zugrundegelegt.

Mit dem Begriff der kulturellen »Zwischenwelten« entwickelten Andrea Hettlage-Varjas und Robert Hettlage<sup>15</sup> einen sozio-psychoanalytischen Ansatz, der sich gegen eine gastlandorientierte Perspektive richtet. Sie untersuchen die Identitätsbildung von MigrantInnen, die durch das Fremdsein in der Aufnahmegesellschaft zur Neukonstruktion ihres Wirklichkeitsverständnisses gezwungen sind.<sup>16</sup> Nach ihrer Auffassung gibt es für die MigrantInnen nicht nur die beiden Extrempole der Herkunfts- und Aufnahmekultur: »Zwischen den beiden Welten«, so die Autoren, »findet sich nicht ein Nichts, sondern ein Alltag, der bewältigt sein will«.<sup>17</sup> Es geht vielmehr um einen Zwischenraum, in dem sich MigrantInnen bei ihrer Identitätsbildung in einem langen spiralförmigen Prozeß bewegen. Vielschichtige Verhaltensweisen werden immer wieder neu durchgespielt und Schnitt-

<sup>12</sup> Richard N. Lalonde, Donald M. Taylor, Fathali M. Moghaddam. »The process of social identification for visible immigrant women in a multicultural context«. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 23 (1992), 25–39.

<sup>13</sup> Leonie Herwartz-Emden. »Die Gestaltung von Mutterschaft und Erziehung im Prozeß der Einwanderung«. *Frauen in der Einen Welt* 2 (1995), Themenheft, i. E.

<sup>14</sup> Sedef Gümen. »Ethnische Stereotype und geschlechtsspezifische Glaubenssysteme im weiblichen Alltag – Ergebnisse einer interkulturell vergleichenden Untersuchung«. Rita Bünemann de Falcón (Hg.). *ZwischenWelten – (sich ver)Wandeln. Dokumentation der Tagung Interkulturelle Mädchen- und Frauenbildungsarbeit*. Berlin 1995, 43–54; dies. »Frauenbilder und geschlechtsspezifische Selbstbilder in interkulturell-vergleichender Perspektive«. *Zeitschrift für Frauenforschung* 3 (1995), 41–55.

<sup>15</sup> Andrea Hettlage-Varjas, Robert Hettlage. »Kulturelle Zwischenwelten. Fremdarbeiter – eine Ethnie?« *Schweizer Zeitschrift für Soziologie* 2 (1984), 357–404; dies. »Auf der Suche nach der verlorenen Identität. Kulturelle Zwischenwelten – eine sozio-psychoanalytische Deutung des Wandels bei Fremdarbeitern«. *Journal* (Hg. Psychoanalytisches Seminar Zürich) 20 (1989), 26–48.

<sup>16</sup> Hettlage-Varjas, Hettlage, »Kulturelle Zwischenwelten«, 364.

<sup>17</sup> Hettlage-Varjas, Hettlage, »Auf der Suche«, 37.

punkte zwischen dem Eigenen und Fremden ständig neu ausgelotet. Nach ihrer Auffassung müssen Migranten allerdings vier Entwicklungsphasen<sup>18</sup> durchlaufen, um eine neue, eigenständige, »bikulturelle Identität« zu entwickeln.<sup>19</sup> Der Ansatz der »Zwischenwelten« hat für unsere Analyse der Lebensformen von Zugewanderten und der emotionalen Verarbeitung von Migration die Implikation, daß die Selbstbilder und die Vergleichsorientierung von Frauen aus der Türkei und von Aussiedlerinnen nicht einfach linear abhängig vom hiesigen sozialen Umfeld sind, sondern in einem komplexen Bedingungsgefüge von Herkunfts- und Aufnahmesituation verortet sind und in alltäglich zu leistender emotionaler Arbeit gestaltet werden.

In dem Konzept von Hettlage-Varjas/Hettlage wird die zu erreichende Stufe der »bikulturellen Identität« idealtypisch gesetzt – inwieweit sie faktisch für Individuen erreichbar ist und was die Voraussetzungen dafür sind, ist empirisch nicht untersucht. Die Dynamik der Identitätskonfrontation zwischen Herkunfts- und Aufnahmekontext wird nicht verbunden mit Machtverhältnissen und strukturell bedingten Ausgrenzungsprozessen, und die Frage nach der geschlechtsspezifischen Gestaltung von »Zwischenwelten« bleibt offen. Eine Annäherung in dieser Richtung bietet demgegenüber der Ansatz von Elçin Kürsat-Ahlers. Sie geht auf *Migrantinnen* und ihren spezifischen Prozeß des Heimischwerdens im Migrationsprozeß ein.<sup>20</sup> Sie ist der Auffassung, daß der gesellschaftliche Druck auf die Einwandererkolonien vor allem und am meisten die Ich-Entwicklung und freie Identitätsfindung der ausländischen Frauen beeinträchtigt. Migrantinnen befinden sich im Spannungsfeld zwischen zwei Machtstrukturen: erstens der strukturellen Machtstellung der Männer in ihrer eigenen Minderheit und zweitens der Machtüberlegenheit der deutschen Gesellschaft, die sowohl durch Stigmatisierungsmechanismen, Diskriminierung als auch durch Gesetze und Institutionen gesichert ist. Angesichts der Feindseligkeit der Aufnahmegesellschaft stehen Migrantinnen unter dem psychischen Zwang und der sozialen Überlebensnotwendigkeit, sich mit der eigenen Minderheit zu arrangieren. D. h. sie müssen sich nach Auffassung der genannten Autorin auch mit einem traditionellen Rollenverständnis abfinden, dessen strikte Einhaltung unter Migrationsbedingungen zur kollektiven Identitätsfrage erhoben wird. Migranten durchlaufen nach diesem Konzept vier Etappen der Ich-Werdung im Migrationsprozeß<sup>21</sup>; im Falle einer günstig verlaufenen Aufstiegs- und Partizipationsmöglichkeit hat der/die MigrantIn »die Chance, zu einer dualen kulturellen Orientierung zu gelangen«.<sup>22</sup>

Die Ausführungen von Kürsat-Ahlers verdeutlichen, daß Migrantinnen und Einwanderinnen offensichtlich eine spezifische Art und Weise der emotionalen Verarbeitung der

---

<sup>18</sup> Chronologisch benannt, lassen sich die Phasen folgendermaßen kennzeichnen: (1) die Phase der interkulturellen Orientierungslosigkeit und des Identitätsverlustes; (2) die Phase des tiefen Gespaltenseins mit entweder Integrationsverweigerung oder Überanpassung in der Aufnahmekultur und Entwertung oder Idealisierung der Herkunftskultur; (3) die Phase des Verlustes und der Trauerarbeit mit der reflektierten Krise der Entfremdung der neuen Interpretation von Selbst und Umwelt; (4) die Phase der lebensgeschichtlichen Selbstverständlichkeit mit einem bikulturellen Selbstbild und einem Gefühl bikultureller Zugehörigkeit.

<sup>19</sup> Andrea Hettlage-Varjas. »Bikulturalität – Privileg oder Belastung?« Kürsat-Ahlers (Hg.), *Die multikulturelle Gesellschaft*, 142–167, hier 147.

<sup>20</sup> Elçin H. Kürsat-Ahlers. »Zur Psychogenese der Migration, Phasen, Probleme«. *Informationsdienst zur Ausländerarbeit* 3/4 (1992), 107–113; dies. »Migration als psychischer Prozeß«. Iman Attia u. a. (Hg.). *Multikulturelle Gesellschaft – monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit*. Tübingen 1995, 157–171.

<sup>21</sup> Auf diese Etappen soll hier nicht näher eingegangen werden. Sie seien nur kurz genannt: (1) Eingangsphase (die Anfangseuphorie); (2) Dekompensationen (die desillusionierende Phase der Psychogenese der Migration); (3) Abwehrreaktionen (z. B. die Überidentifikation mit und Aufwertung der eigenen Gruppe) und (4) Reorganisation (das Stadium des »Gehorchens« und die teilweise Identifikation mit beiden Gesellschaften und die Bemühung, beiden Gesellschaften gerecht zu werden). Vgl. Kürsat-Ahlers, »Migration als psychischer Prozeß«, 160–168.

<sup>22</sup> Ebd., 167.

»Etappen des Heimischwerdens« im Aufnahmeland aufweisen. Sie haben hierbei aber auch besondere Schwierigkeiten zu bewältigen, u. a. die Verarbeitung von zahlreichen Schuldgefühlen – die wiederum auf ihre zentrale Position in der Familie und die Verantwortlichkeit für die Gestaltung der familiären Verhältnisse und die Generationenbeziehungen zurückzuführen sind. Fraglich erscheint die pauschalisierende Beurteilung der Anpassung von Frauen an sog. »traditionelle« Rollenvorstellungen (bzw. des Sichabfindens damit) aufgrund der Annahme der Notwendigkeit eines Arrangements mit der eigenen ethnischen Gruppe. Wie die Ergebnisse der neueren internationalen (Frauen-)Forschung zur Migration zeigen,<sup>23</sup> entwickeln Einwanderinnen/Migrantinnen eine Vielfalt von sehr kreativen Möglichkeiten, Arrangements mit der eigenen Gruppe zu finden, die »nach außen« die normativen Verhaltensstandards der Gruppe erfüllen, aber dennoch völlige Umorientierungen der Frau beinhalten – die häufig zunächst im verborgenen bleiben. Ursache für die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung von traditionellen Orientierungen in ethnischen Minoritäten ist darüber hinaus nicht alleine die Feindseligkeit der Außenwelt, wie Kürsat-Ahlers es darstellt, sondern eine Vielzahl von »rationalen« und »emotionalen« Faktoren in den Lebensbedingungen der Minorität selbst.<sup>24</sup>

Die emotionale Verarbeitung der Erfahrungen im Niederlassungsprozeß von *AussiedlerInnen* wurde bisher nicht systematisch analysiert. Einzig im Rahmen eines Artikels über »Kulturarbeit mit Aussiedlern als phasenspezifischer Prozeß« wird von Line Kossolapow<sup>25</sup> auf verschiedene Stadien der Eingliederung von Aussiedlern hingewiesen. Kossolapow bezeichnet das erste Jahr der Anwesenheit von Aussiedlern in der Bundesrepublik als »Einstiegsphase«, dem dann die Kontaktnahmephase im zweiten und dritten Jahr folgt und im vierten und fünften Jahr die Einbezugsphase. Nach fünf Jahren Aufenthaltsdauer könne man, so Kossolapow weiter, von einer »Identitätsfindungsphase« sprechen, welche von drei Varianten gekennzeichnet sei: Anpassung unter Verdrängung der Herkunftsspezifika; Gruppenbildung unter besonderer Betonung der eigenen Besonderheit; Entwicklung einer »Mischkultur«, welche die Anteile beider Kulturen verarbeitet.

Ähnlich wie der phasenspezifische Verlauf bei Hettlage-Varjas, führen Kossolapows Überlegungen demnach im dritten Typus ihrer Identitätsfindungsphase zur Entwicklung einer sog. »Mischkultur« als Spezifikum eines gelungenen Eingliederungsprozesses. Zugleich sind aber auch Fehlentwicklungen möglich, die von der Autorin in Zusammenhang mit Diskriminierungen und Ausgrenzungen von AussiedlerInnen in der bundesdeutschen Gesellschaft gebracht werden. Die für Aussiedler schwierige Identitätsfindung, die mit ihrer Selbstdefinition des Deutschtums bzw. ihrem Deutschsein zu tun hat, wird von Kossolapow allerdings nur unzureichend analysiert. In bezug auf diese Gruppe muß folgender Aspekt einbezogen werden: Im Vergleich zu Migranten/Einwanderern stehen Aussiedler unter einem umgekehrten Assimilationsdruck. Sie müssen, aufgrund ihrer primären Einreisemotivation, als Deutsche unter Deutschen leben zu wollen,<sup>26</sup> in ihrem Alltag ständig nachweisen, daß sie »deutsch« sind. Die Anforderungen, die sich dadurch an ihre Selbstdefinition ergeben, führen sie in einen widersprüchlichen Prozeß. Sie begreifen sich als Deutsche, erleben im Aufnahmeland allerdings ständig, daß sie Fremde sind. Sie werden als fremde Deutsche ausgegrenzt und müssen die Differenzer-

<sup>23</sup> Vgl. insbesondere die Arbeit von Nazli Kibria. »Power, patriarchy and gender conflict in the Vietnamese immigrant community«. *Gender & Society* 1 (1990), 9–24.

<sup>24</sup> Vgl. z. B. Heckmann, *Ethnische Minderheiten*, Kap. 6.

<sup>25</sup> Line Kossolapow. »Kulturarbeit mit Aussiedlern als phasenspezifischer Prozeß«. Walter Althammer, Line Kossolapow (Hg.). *Aussiedlerforschung. Interdisziplinäre Studien*. Köln 1992, 19–28.

<sup>26</sup> Barbara Dietz, Peter Hilkes. *Rußlanddeutsche: Unbekannte im Osten. Geschichte, Situation, Zukunftsperspektiven*. München 1992.

fahrung zwischen ihrer ursprünglichen Selbstdefinition und der hier erfahrenen Selbstdefinition dauerhaft verarbeiten. Die im Aufnahmeland Bundesrepublik Deutschland vorherrschende Auffassung über Aussiedler und Aussiedlerinnen ist in der Tat ähnlich wie Kossolapow sie bezeichnet, nämlich daß Aussiedler, insbesondere Aussiedlerinnen, häufig als zurückgeblieben und traditionell eingestuft werden.

### 3. Die Interviews: Fremdheitserfahrungen von Einwanderinnen

In allen von uns durchgeführten Interviews<sup>27</sup> mit Arbeitsmigrantinnen aus der Türkei und Aussiedlerinnen aus der ehemaligen Sowjetunion wird das Fremdsein oder Fremdwerden in der hiesigen Gesellschaft angesprochen. Die beiden Gruppen der Befragten thematisieren zuallererst die Stigmatisierung, die sie erleben und setzen sich damit auseinander. Dabei kommt bei beiden Gruppen zum Ausdruck – und dies teilen sie miteinander –, daß sie sich ihrer Mitgliedschaft in einer Gruppe mit niedrigem Sozialstatus bewußt sind. Sie nehmen die Abgrenzung zwischen ihnen als »Fremde« und den »Deutschen« aus der Mehrheitsgesellschaft wahr. Allerdings kommt diese Wahrnehmung bei den Frauen aus der Türkei und den Aussiedlerinnen in unterschiedlichen Gesichtspunkten zum Ausdruck. Die befragten Frauen aus der Türkei setzen sich, wie Kürsat-Ahlers dies in ihrer Analyse über den psychischen Prozeß der Migrantinnen darlegt (s. o.), mit der »Machtüberlegenheit der deutschen Gesellschaft« auseinander. Im weiteren thematisieren sie die konservativ-religiösen Kreise in der eigenen Minderheit und nehmen dazu eine kritische Distanz ein. Dagegen betonen die befragten Aussiedlerinnen den Konflikt zwischen der eigenen Wahrnehmung als Deutsche und ihren Erlebnissen als Fremde in der Aufnahmegesellschaft. Die Frauen aus *beiden* Gruppen thematisieren ihre Differenzenerfahrungen im bundesdeutschen Alltag, die je nach ihrer spezifischen gesellschaftlichen Verortung – bzw. ihrem Status als Ausländerin und als Aussiedlerin – jedoch *unterschiedlich* erlebt und verarbeitet werden. Bei der emotionalen Verarbeitung der Fremdheit von Frauen im Einwanderungsprozeß geht es um die Frage, wie sie mit ihrer jeweiligen Situation umgehen bzw. wie sie diese in ihrem Alltag handhaben. Aus dieser Perspektive wären die oben dargelegten Auffassungen von Kossolapow zur »Fehlentwicklung« im psychischen Prozeß der Aussiedlerinnen und von Kürsat-Ahlers zur »Ohnmacht« der Frauen aus der Türkei<sup>28</sup> kritisch zu überprüfen.

#### Die befragten Frauen aus der Türkei

Eine Frau aus der Türkei (48 Jahre, 3 erwachsene Kinder, Fabrikarbeiterin, Schulbildung bis zur 3. Klasse, Einreisejahr: 1969) geht mit ihrer Fremdidentifikation offensiv vor: Sie »weiß«, daß sie eine Fremde ist und setzt sich mit ihren Arbeitskollegen entlang dieser Kategorie auseinander, wie die folgende Passage zeigt:

*Frau:* Ich arbeite seit 22 Jahren in der gleichen Fabrik, ich komme mit den Deutschen gut aus. Niemand sagt mir, du bist eine Fremde. Aber wenn was passiert, dann sage ich: »Ich bin eine Fremde, eine Ausländerin«. Ich weiß das.

*Frage:* Was wissen Sie?

*Frau:* Daß ich eine Fremde bin. Wir diskutieren und sprechen miteinander. [...] Manchmal sagen sie »Scheiß-Türken« zum Beispiel. Ich sage ihnen, ich bin eine Türkin, aber ich kann nie

<sup>27</sup> S. Anm. 2.

<sup>28</sup> Kürsat-Ahlers, »Migration als psychischer Prozeß«, 168.

scheiße sein, ein Mensch kann das nicht sein. Wenn ich als Mensch das bin, dann bist du es auch, da du auch ein Mensch bist. Dann entschuldigen sie sich bei mir. Ich weiß, daß ich eine Fremde bin, sage ich ihnen, das sieht man an meinem Haar. Aber wenn ihr mir so was sagt, das ist auch für euch nicht gut (Int. 14).

Daß diese Befragte ihr Fremdsein mit ihrem Status als Ausländerin und mit ihrem Aussehen gleichsetzt, bringt ihre Ausgrenzungserfahrung in der hiesigen Gesellschaft entlang dieser Kriterien zum Ausdruck. Die Fremdzuschreibung im Alltag wirkt auf ihre Selbstdefinition ein, die sie in ihrem Argumentationsmuster anwendet. In ihrer Rekonstruktion dieser Kategorie differenziert sie zwischen der »Tatsache« ihrer sozialen Stellung als Ausländerin und den mißachtenden Sprüchen, die sie in ihrem Alltag zu hören bekommt. In ihrer Auseinandersetzung mit den Kollegen hebt sie die Gemeinsamkeit zwischen ihnen hervor: das Menschsein. Zwar ist sie eine »Fremde« (oder in der hiesigen Situation eine fremdgewordene Person), aber sie ist zuallererst ein Mensch – genauso wie der Nicht-Fremde. Diese (abstrakte) Gleichstellung aller Menschen wird mit Ausschließungspraktiken verletzt, was für die Befragte unverständlich ist, insbesondere im Hinblick auf ihre Integration in die Gesellschaft als Arbeiterin:

»Obwohl wir hier arbeiten – wir haben 22 Jahre zur deutschen Wirtschaft beigetragen – sehen sie uns mit Fremdenaugen, mit Türkenaugen an. Es wird doch überall ›Türken raus‹ geschrieben« (Int. 14).

Zwar ist die Befragte diesen Stigmatisierungsmechanismen (›Türkenaugen‹) ausgeliefert, aber keinesfalls steht sie ihnen passiv gegenüber. Sie nimmt Stellung gegen die Abgrenzung zwischen Menschen: »Mensch ist Mensch. Ich will keinen Menschen mit anderen Augen sehen. Wir sind alle Menschen. Unser Gott ist der gleiche. Manche differenzieren, ich bin dagegen«. Zudem macht sie deutlich, daß sie solche Abgrenzungserfahrungen in ihrem Alltag aktiv konfrontiert:

»In unserer Fabrik, auf die Toilettentür schrieben sie ›Türken raus‹. Ich sagte den Kollegen, die Toilette hat keine Zunge, sie kann nicht reden. Wenn ihr unbedingt ›Türken raus‹ schreiben wollt, dann schreib das auf ein Stück Papier und gib es mir. Dann sehen wir, was diese türkische Person euch sagt. Sag mir direkt, du bist ein türkischer Mensch, verlaß die Firma. Oder konfrontiere mich draußen« (Int. 14).

Für sie sind es nicht nur die ausländerfeindlichen Kollegen, mit denen sie sich in ihrem Alltag auseinandersetzt, sondern auch diejenigen aus dem Migrantenkreis aus der Türkei, die sich durch ein national und religiös orientiertes Wir-Gefühl als eine gemeinsame Gruppe<sup>29</sup> gegenüber der Mehrheitsgesellschaft definieren:

»Viele unsere Türken sagen, die Deutschen sind ›ungläubig‹. Ich sage ihnen, sie sind zwar ›ungläubig‹, aber warum seid ihr überhaupt hierher gekommen? Ihr hättet genauso in der Türkei verdienen und essen können. Das ist doch ein moslemisches Land. Wart ihr so hungrig, daß ihr hierher gekommen seid?« (Int. 14).

Eine andere Befragte (44 Jahre, drei erwachsene Kinder, keine Schulbildung, in einem Familienbetrieb tätig, Einreisejahr: 1977) gibt ihr Fremdheitsgefühl, wie die vorherige Befragte, offen zu:

<sup>29</sup> Annette Treibel zeigt dieses Phänomen als ein unter sich wandelnden Bedingungen gebildeter Re-Ethnisierungsprozeß auf. Dies. »Transformationen des Wir-Gefühls. Nationale und ethnische Zugehörigkeiten in Deutschland«. Reinhart Blomert, Helmut Kuzmics, Annette Treibel (Hg.). *Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus*. Frankfurt/Main 1993, 313–345.

»Wenn mein materieller Zustand in der Türkei gut wäre, was hätte ich dann in Deutschland zu suchen? Ich wäre in meinem eigenen Land geblieben, mit meiner eigenen Sprache. Ich hätte alles mit ›meinem‹ erlebt. So lange meine materielle Situation schlecht ist, dann bin ich auch dazu gezwungen, in fremden Türen ein kummervolles Leben zu führen. Dies heißt, es [ihre Auswanderung; Anm. d. Verf.] hat mit dem materiellen Zustand zu tun. Ich arbeite, damit meine Kinder eine bessere Zukunft haben können« (Int. 15).

Ihre Fremdheit in der hiesigen Gesellschaft wird dem »Eigenen« im Herkunftsland gegenübergestellt. Das durch die materielle Situation aufgezwungene »kummervolle Leben« in der Fremde wird als Verlust (des Eigenen) und zugleich als Gewinn (für die Zukunftssicherung der Kinder) benannt. Dabei wird deutlich, daß sie den »fremden Türen« ausgeliefert ist, aber keinesfalls als tatenloses Opfer. Die Entscheidung für die Auswanderung und das Leben in der Fremdheit wird mit sowohl emotionalen als auch rationalen Deutungen belegt.

Sie berichtet ebenso von der Abgrenzung und Stigmatisierung im bundesdeutschen Alltag, »ob bei den Ausländerbehörden, beim Arbeitsamt, egal wo« (Int. 15). Ihre Fremdheitserfahrung bezieht sie nicht nur auf die Machtungleichheit zwischen der eigenen Minoritätengruppe und der Mehrheitsgruppe, sondern auch auf die eigene Minderheit:

*Frau:* Ich komme nach Hause, ein Mann sitzt im Park und sagt mir: »Ausländer raus«. Warum sagt er mir das? Da wir ihnen kein gutes Gesicht gezeigt haben.

*Frage:* Wie meinen Sie das?

*Frau:* Überall werden unsere Lügen festgestellt. Die größten Lügner sind unsere Hacıs und Hocas [die selbsternannten »geistlichen« Lehrer; Anm. d. Verf.]. Eine Person lügt, dann sind die anderen Personen auch dadurch beeinträchtigt. [...] Ich sage dem Mann, warum sagst du »Ausländer«? Ein Türke wird straffällig, dann werden alle anderen genauso verdächtigt.

Die Auseinandersetzungen der beiden Befragten auf zwei Ebenen – mit den Abgrenzungspraktiken der Mehrheitsgesellschaft einerseits und mit den konservativen Kreisen in der eigenen Minderheitsgruppe andererseits – zeigen auf, daß die Frauen keinesfalls diesen Kräften passiv ausgeliefert sind und sich damit einfach abfinden. (Nach diesen Schilderungen wäre die Auffassung von Kürsat-Ahlers (s. o.) diesbezüglich genauer zu überprüfen.) Die weiteren Ausführungen der Befragten hinsichtlich ihrer Differenzenerfahrungen als Ausländerinnen machen deutlich, daß sie ihre Erfahrungen auf die unterschiedliche bzw. ungleiche Teilhabe der eigenen Minderheit an gesellschaftlichen Ressourcen zurückführen. Bei diesen Erläuterungen wird von den Befragten z. B. der »leichtere« Zugang der Aussiedler zu Wohnungen und Arbeitsplätzen im Vergleich zur eigenen Gruppe der »Ausländer« thematisiert.

### **Die befragten Aussiedlerinnen**

Ebenso wie die befragten Frauen aus der Türkei werden von den Aussiedlerinnen<sup>30</sup> die Differenzenerfahrungen als Fremde in der bundesdeutschen Gesellschaft geschildert. Dennoch werden ihre Beschreibungen der Fremdheitserfahrungen mit dem Unterschied zwischen den »hiesigen Deutschen« und ihnen als den »fremden Deutschen« überlagert. Sie

<sup>30</sup> Die während der ersten Phase der Forschungsarbeit befragten Aussiedlerinnen (Int. 1–14) befanden sich zwischen zwei und vier Jahren in der Bundesrepublik. Wegen ihres relativ kurzen Aufenthaltes stellen diese Befragungen eine wichtige Dokumentation bzw. »Momentaufnahme« der ersten Einstellungen und Gefühle der Frauen kurz nach ihrer Einwanderung. Die befragten Frauen haben das Deutschsein und ihre hierzulande erlebte Fremdheit während dieser Interviews von sich aus zum zentralen Thema gemacht, was ihre starke Beschäftigung mit diesen Erlebnissen während der Anfangszeit ihrer Niederlassung verdeutlicht.

begreifen sich als Deutsche<sup>31</sup>, aber erleben zugleich, daß sie in der Aufnahmegesellschaft Fremde sind, wie die folgenden Zitate verdeutlichen:

»Ich habe so ein fremdes Gefühl, ja. Die hiesigen Deutschen schauen uns so an, als ob wir Fremde wären. Ich hoffe, daß das vorbei geht, aber wahrscheinlich nicht« (Int. 1); »Ich verstehe nicht, warum die Beziehungen der hiesigen Deutschen zu uns Aussiedlern nicht gut sind. Wir sind doch auch Deutsche« (Int. 1); »Meine Bekannten werden immer von den Deutschländern beleidigt« (Int. 2); »Viele Deutschen sagen, daß wir Aussiedler sind und keine richtigen Deutschen, daß wir Russen sind. Viele sagen auch, wieso bist du eine Deutsche, du kannst überhaupt kein Deutsch sprechen« (Int. 3); »Ich bin in Rußland geboren. Und das bedeutet schon was. Ja, wir haben einen Stempel. Wir sind in Rußland geboren. Man hat so ein unbequemes Gefühl« (Int. 5); »Ich habe das Gefühl, weil ich aus Rußland gekommen bin, weil ich keine hiesige Deutsche bin, hat er [ein Bekannter; Anm. d. Verf.] mit mir den Kontakt abgebrochen. Ja, sie kapseln dich einfach ab« (Int. 10); »Wir bleiben für die hiesigen Deutschen immer nicht-deutschstämmig. Vielleicht nicht für alle, aber für die Mehrheit. Ja, man muß die Konsequenzen sehen. Im Paß steht deutsch, aber trotzdem... die Sprache vielleicht... die Fremde...« (Int. 10).

In diesen Zitaten wird deutlich, daß die Befragten mit den hierzulande erfahrenen Zuschreibungen als »Fremde« oder »Nicht-Deutsche« konfrontiert sind und sich damit auseinandersetzen müssen. Im Hinblick auf die eigene Wahrnehmung und auf die rechtliche Basis als Deutsche erscheint dies für die Befragten widersprüchlich: Sie haben doch einen Anspruch auf die Zugehörigkeit zur (ethnischen) Kategorie des Deutschseins, aber werden von den hiesigen Deutschen als solche nicht anerkannt. Sie tragen einen »Stempel« als Fremde und werden entlang dieser Kategorie von den »eigentlichen« Dazugehörigen als Nicht-Deutsche abgegrenzt. Das »fremde Gefühl« wird ihnen im Alltag ständig vermittelt, z. B. durch die sowohl von den Frauen selbst als auch von ihrer Umwelt als unzureichend wahrgenommene Sprache:

»Es tut mir sehr, sehr leid, daß ich sehr schlecht Deutsch spreche « (Int. 1); »Wegen der Sprache habe ich ein Schuldgefühl gegenüber den Deutschen« (Int. 3); »Ich fühle mich ein bißchen wie ein nicht wertvoller Mensch wegen der Sprachschwierigkeit« (Int. 4); »Ich fühle mich ein klein bißchen benachteiligt. Wenn man anfängt zu sprechen, dann gucken die Leute sofort« (Int. 5); »Die Probleme mit der Sprache... du stehst so blöd, kannst nichts sagen, nichts fragen« (Int. 10).

Besonders die älteren Befragten thematisieren ihre Erfahrungen in der Nachkriegszeit mit der Abgrenzung in der ehemaligen Sowjetunion als eine Minoritätengruppe (»Dort habe ich gehört, wie sie von den Deutschen sprechen. Böse, schlecht sagen sie über die Deutschen« [Int. 2]; »Sie haben mich als Deutsche beleidigt« [Int. 3]; »Ich habe gefühlt, weil ich eine Deutsche bin, daß die Firma mich gar nicht annehmen wollte« [Int. 8]). Diese Erfahrungen werden im hiesigen Kontext wieder aktualisiert – trotz ihrer Selbstwahrnehmung und ihres rechtlichen Status' als Deutsche.

Ihr Erleben im Alltag ist geprägt durch die Erfahrung von Differenz; die hiesige Gesellschaft, die Lebensbedingungen sowie die Persönlichkeiten, die der Aussiedlerin begegnen, sind äußerst unterschiedlich von den Erfahrungen in der Herkunftsgesellschaft.

<sup>31</sup> Auf die historischen Dimensionen und die rechtlichen Aspekte der bundesdeutschen Aussiedler-Politik wird nicht eingegangen. Vgl. hierzu Klaus J. Bade. »Fremde Deutsche: »Republikflüchtige« – Übersiedler – Aussiedler«. Ders. (Hg.). *Deutsche im Ausland. Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*. München 1992, 401–410; ders. »Aussiedler: »Rückwanderer« über Generationen hinweg«. Ders. (Hg.). *Ausländer – Aussiedler – Asyl in der Bundesrepublik Deutschland, Aktuell/Kontrovers*. 3. Aufl. Hannover 1994, 43–50; Karl A. Otto. »Aussiedler und Aussiedler-Politik im Spannungsfeld von Menschenrechten und Kaltem Krieg. Historische, politisch-moralische und rechtliche Aspekte der Aussiedler-Politik«. Ders. (Hg.). *Westwärts – Heimwärts? Aussiedlerpolitik zwischen »Deutschtümelei« und »Verfassungsauftrag«*. Bielefeld 1992, 11–68.

schaft und zusätzlich unterschiedlich von den Erwartungen, die sie mit ihrer Einreise verband. Ein Integrationsprozeß in diese Gesellschaft ist demnach vor allem durch ihr Deutschsein gekennzeichnet – was nicht unabhängig davon ist, daß sie im Herkunftsland, der ehemaligen Sowjetunion, tiefe Diskriminierungen als Deutsche erfahren mußte. Die Aussiedlerinnen haben in der Sowjetunion als Minorität gelebt und reisten aus, um ihr Leben als Minorität aufzugeben. Sie erleben hier einen neuen Zustand von Minoritäten-Lebenswelt. Sie befinden sich im Verhältnis zu Migranten/Einwanderern von der Ausgangsbasis her in einem Vorteil gegenüber diesen, weil sie einen deutschen Paß und die Legitimation haben, sich auf Dauer hier niederzulassen. Sie begreifen ihre Einreise als Lebensaufenthalt, und ihre Entscheidung ist kaum revidierbar. Dennoch hat ihr Alltag etwas mit dem Mehrheit-Minderheiten-Verhältnis in Gesellschaften zu tun. Sie haben ein Leben als Minorität erfahren, d. h. sie lebten in der ehem. Sowjetunion sehr ähnlich wie türkische Arbeitsmigranten in der BRD. Diese Erfahrung bringen sie mit. Sie wollen hier nun anders leben, was ihnen, wie die obigen Überlegungen nahelegen, nur schwer gelingen kann. Ihre Erfahrungen als Angehörige einer Minorität verhelfen ihnen allerdings dazu, erfindungsreich in Assimilationsstrategien zu sein. Dies ist vermutlich ein weiterer Vorteil, den Aussiedlerinnen gegenüber Migrantinnen haben. Ihre Assimilationserfahrungen ändern allerdings nichts an dem dauerhaften Assimilationsdruck und der damit verbundenen Widersprüchlichkeit. Sie unterliegen, und darin geht es ihnen ähnlich wie den Arbeitsmigrantinnen, einem psychosozialen Dauerstreß angesichts der Assimilationsforderungen der Aufnahmegesellschaft und der damit in Verbindung stehenden Ausgrenzungen und Diskriminierungen.

#### **4. Die Interviews: Gegenseitige Stereotypen der Gesamtbefragten**

Auf dem Hintergrund der dargelegten psychosozialen Dimensionen der Einwanderung ist zu fragen, wie die befragten Aussiedlerinnen und Frauen aus der Türkei in unserer Studie ihre Gruppenselbst- und Gruppenfremdbilder entlang der von ihnen wahrgenommenen bzw. erlebten Abgrenzung zum Ausdruck bringen. Für die Frage der Stereotypenbildung ist konstitutiv, die Selbst- und Fremdbilder der (west)deutschen Frauen aus einer vergleichenden Perspektive zu erfassen und die gegenseitigen Bilder der Frauen aus der Mehrheitsgruppe und aus den beiden Minoritätengruppen aufeinander zu beziehen. Daraus ergeben sich die folgenden Fragen: Wie nehmen sie sich und die jeweiligen »fremden« Frauen wahr? Welche ethnischen Stereotypen oder gegenseitigen Bilder über »traditionelle« und »moderne« Frauen sind in den Erklärungsmustern der Befragten auffindbar? Welche sozialen Vergleiche werden mit den »anderen« Frauen gezogen; wo werden die Grenzen zwischen dem Eigenen und den Anderen festgelegt? Um diesen Fragen nachgehen zu können, wird mit Hilfe der Materialien aus den Erstinterviews zunächst auf das Gruppen-Selbstbild der westdeutschen Frauen und ihre Gruppen-Fremdbilder über die beiden eingewanderten Gruppen eingegangen. Daran anschließend werden die Gruppen-Selbstbilder der Aussiedlerinnen und der Frauen aus der Türkei und ihre jeweiligen Gruppen-Fremdbilder über westdeutsche Frauen dargelegt.<sup>32</sup>

<sup>32</sup> Die folgenden Ausführungen beruhen auf Gümen, »Ethnische Stereotype«; Sedef Gümen, Leonie Herwartz-Emden. »Selbst- und Fremdbilder von Aussiedlerinnen, Einwanderinnen aus der Türkei und westdeutschen Frauen im sozialen Vergleichsprozeß. Methodische Aspekte eines Stereotypen-Inventars«. AEPF (Hg.). *Dokumentation der 51. Tagung (Bielefeld 1995) der Arbeitsgruppe empirisch-pädagogische Forschung (AEPF) der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft*. Münster, New York 1995, i. E.

## Die befragten westdeutschen Frauen

Ein den Aussagen der westdeutschen Frauen zugrundeliegendes Erklärungsmuster ihrer Gruppen-Fremdbilder ist das der unterschiedlichen »Mentalitäten« und »Kulturen« der Frauen aus den jeweiligen Fremdgruppen. Ihre Aussagen und Argumentationsstrategien bringen ein Gruppen-Selbstbild zum Ausdruck, das durch den Vergleichsprozeß mit eingewanderten Frauen unterstrichen wird. Ein »modernes« Selbstbild wird durch die Beschreibung der Fremdgruppe als »traditionell« bestätigt. Die Aussagen der Befragten über ihre Fremdbilder zeigen, daß sie sich den gängigen, sozialwissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs über die »Traditionalität« der zugewanderten Frauen (s. Abs. 2.1) zu eigen machen. Eine 46jährige Buchhalterin (verheiratet, zwei erwachsene Kinder) erläutert:

»So spontan würde ich sagen, daß sie [die Frauen aus der Türkei und die Aussiedlerinnen; Anm. d. Verf.] mehr zu Hause sind. Also ich glaub', daß da noch mehr so dieses traditionelle Rollenverständnis ist« (Int. 17).

Nach der Meinung einer anderen Befragten (41 Jahre, arbeitslos, drei schulaltrige Kinder, Volksschulabschluß) schließen sich Frauen aus der Türkei von anderen aus und sind stark isoliert, was in ihrer Erläuterung mit der Traditionalität und Unterordnung dieser Frauen in Zusammenhang gebracht wird.

»Tut mir leid, es geht über mein Verständnis. Weil ich mir nicht vorstellen kann, daß es nur die Sprache ist, davon haben die Mütter mit Sicherheit auch von den Kindern was mitbekommen, und man kann sich, also ich kann mich ja auch mit einem Türken unterhalten, ohne daß ich türkisch kann, das geht wohl, wenn man will. Nein, das [also die Kommunikation mit anderen; Anm. d. Verf.] wollen sie nicht. Die Mütter wollen das nicht oder die Väter wollen nicht, daß die Mütter wollen, kann ja sein, also da möchte ich auch nicht weiter was dazu sagen, weil die Mentalität von deren Zuhause oder die Vorherrschaft Mann und Frau, die ja mit Sicherheit da ziemlich groß ist bei den türkischen Leuten, wo ich glaube, daß die Frauen nicht allzuviel zu sagen haben. Die Frauen tun mir leid, ehrlich gesagt. Ich finde es traurig« (Int. 19).

In dieser Ausführung vernetzen sich mehrere Dimensionen: die Auffassung *patriarchaler Machtverhältnisse* (»oder die Väter wollen nicht, daß die Mütter wollen«, »Vorherrschaft Mann und Frau«, »die Frauen nicht allzuviel zu sagen haben«), ein *kulturalistisches Erklärungsmuster*, das in Herkunftszusammenhänge gesetzt wird (»die Mentalität von deren Zuhause«), *das eigene Selbstbild* der befragten Frau, die in Kontrast zu einer »Türkin« die kommunikative Barriere selbstbestimmend bewältigen kann (»ich kann mich ja auch mit einem Türken unterhalten, ohne daß ich türkisch kann, das geht wohl, wenn man will«) und *der Blick von oben* (»die Frauen tun mir leid«, »Ich finde es traurig«). Ihr Mitleid mit den eingewanderten Frauen bestätigt ihre eigene, die männliche Dominanz vergleichsweise überwundene Positionierung und somit ihre emanzipierte(re) Lebenslage. In der Aussage wird die kommunikative Inkompetenz und weibliche Unterordnung der Frauen aus der Türkei in bezug auf ihren Herkunftskontext erklärt und gegenüber einem Gruppen-Selbstbild gesetzt, das latent einen selbstbestimmend und emanzipierten Maßstab angibt. Aus dieser hierarchischen Position kann die Befragte die »anderen« Frauen normativ bewerten und für sie Mitleid empfinden.

Die folgende exemplarische Aussage einer Bürokauffrau (29 Jahre, verheiratet, zwei schulpflichtige Kinder) schildert die Unterordnung der Frauen aus der Türkei und der Aussiedlerinnen im Vergleich zu den westdeutschen Frauen:

»Ja, ich glaube, daß die Frauen irgendwie so ein bißchen untergeordneter sind. Also, daß sie sich doch mehr dem Mann fügen. Daß sie vielleicht dadurch auch gar nicht so aufmüpfig werden wie es eben so bei deutschen Frauen ist. [...] Weil es vielleicht bei denen auch so die Men-

talität ist, der Mann ernährt die Familie, also hat er auch das Sagen. Und hier ist es vielleicht auch (anders), weil die deutschen Frauen selber berufstätig sind« (Int. 18).

In dieser Aussage wird die Unterordnung und fehlende Erwerbstätigkeit der Aussiedlerinnen und Frauen aus der Türkei mit patriarchalen Familienstrukturen und ihrer andersartigen »Mentalität« verbunden. Dadurch werden Verhaltensweisen und Haltungen der Einwanderinnen mittels der »Mentalität« zu Eigenschaften von Personen aus diesen Kulturen. Westdeutsche Frauen hingegen, die für diese Befragte kategorisch berufstätig sind, sind selbstbestimmt. Sowohl die Rückständigkeit und Unterordnung der Frauen aus den beiden eingewanderten Gruppen auf dem einen Pol als auch der Fortschritt und die Emanzipation der westdeutschen Frauen auf dem anderen, werden in kulturalistischen Mustern erklärt und wiedergegeben.

Auf die Frage, was für sie »Deutsch« sei, antwortet eine Befragte unmittelbar im Vergleich zu ausländischen Frauen:

»Ja, was ist Deutsch. Deutsch ist, ja, z. B. also daß die Frau emanzipiert ist, würde ich sagen. Also sich selber auch eine Arbeit aussuchen kann und selber entscheiden kann, so will ich jetzt nur für die Familie da sein oder halt auch berufstätig sein und Familie haben oder auch mal eben halt sagen, ich habe meine Hobbies und du hast deine und irgendwie, so z. B. ne, also daß die deutsche Frau sich doch nicht so unterdrücken läßt wie es jetzt halt so viele ausländische Frauen oder so« (Int. 18).

In den während der Interviews vermittelten Frauenbildern kommen Vergleichsprozesse zum Ausdruck. Das Gruppen-Selbstbild der emanzipierten, berufstätigen und selbstbewußten westdeutschen Frau wird im Vergleich zu den Fremdbildern über die rückständige, vom Mann abhängige Aussiedlerin und Ausländerin verstärkt und unterstrichen. Eine primäre Grundlage des Vergleiches ist das bipolare Denkmuster der Tradition gegen die Modernität, was durch das gängige Traditions- und Modernitätsparadigma (s. o.) in der hiesigen Gesellschaft bestimmt ist und in den Äußerungen der Befragten seinen Niederschlag findet.

### **Die befragten Aussiedlerinnen und Frauen aus der Türkei**

Das Gruppen-Fremdbild über deutsche Frauen von Aussiedlerinnen und von Frauen aus der Türkei stimmt nicht nur relativ stark mit dem Selbstbild der deutschen Frauen überein, sondern übertrifft dieses sogar in einigen Merkmalen. In diesen Fremdbildern herrscht das Bewertungsmuster der modernen und individualistisch orientierten deutschen Frau vor. In den folgenden Passagen aus den Interviews wird dargelegt, wie »Modernität« von den befragten Aussiedlerinnen und Frauen aus der Türkei in den Interviews beschrieben wird.

Eine junge Aussiedlerin aus Usbekistan (Studentin, nicht verheiratet, keine Kinder) definiert die Modernität der westdeutschen Frauen aus einer vergleichenden Perspektive:

»In Deutschland ist es leichter für eine Frau, immer modern zu sein, als in Rußland. Die Möglichkeiten, die hier angeboten werden, erlauben einer Frau, modern zu sein. Auch wenn sie das nicht will, das kommt von alleine, dieses Moderne, weil sie diese technischen Sachen kennt. Ja, sie ist automatisch modern – von Geburt an« (Int. 10).

Die Befragte verbindet die Modernität mit gesellschaftlichen Möglichkeiten. Ihrer Erläuterung zufolge kennen westdeutsche Frauen die »technischen Sachen« und sind »von Geburt an« »unwillkürlich« bzw. »automatisch modern«. Dagegen wird die Schwierigkeit

für Frauen in der ehem. Sowjetunion, modern zu sein, auf die begrenzten materiellen oder technischen Lebensumstände zurückgeführt. An dieser Stelle ist das vorherrschende Erklärungsmuster hervorzuheben, das auf einem Vergleich der Lebensbedingungen beruht und die damit verbundenen verschiedenen, aus den beiden gesellschaftlichen Kontexten (Herkunfts- und Aufnahmeland) entstandenen Praxiszusammenhänge der Frauen wiedergibt.

In fast allen Erstinterviews mit den Aussiedlerinnen wird das moderne, westdeutsche Frauenbild mit ihrem vergleichsweise »bequemen Leben« begründet. Dieses Bild wird bestätigt mit Aussagen wie: »Sie sind sehr glücklich, und sie haben einen großen, großen Feiertag im ganzen Leben« (Int.11) und »Das sieht man gleich, daß die Frauen nicht so schwer arbeiten. Sie haben Zeit, in den Kosmetiksalon zu gehen« (Int. 8). Die von ihnen wahrgenommene Modernität (»mehr Zeit für sich«) wird damit verbunden, daß die westdeutschen Frauen weniger bzw. halbtags berufstätig sind. Häufig arbeite der Mann, so eine weitere Einschätzung, die Ehefrau bekomme Taschengeld oder arbeite halbtags, um sich moderne Sachen (Kleider, Kosmetik, Urlaub) gönnen zu können. Auch zu Hause müsse sie aufgrund ihrer Verfügung über technische Haushaltsgeräte nicht schwer arbeiten, wie die Frauen in der ehem. Sowjetunion dies tun mußten (ein häufig genanntes Beispiel für die Erleichterung der Hausarbeit im hiesigen Kontext ist die Waschmaschine).

Das Bild der modernen westdeutschen Frau wird dem Selbstbild der ganztags erwerbstätigen und im Haushalt schwer arbeitenden Frau in der ehem. Sowjetunion entgegengesetzt. Durchgängig geben die befragten Aussiedlerinnen an, daß sie den Alltag der Doppelorientierung gewöhnt sind und daß es für sie »normal« ist, Belastungen *sowohl* im Beruf *als auch* in der Familie zu bewältigen. Die Frauen in der Sowjetunion sind deshalb »emanzipiert«, meinen sie, weil sie Familie, Hausarbeit und Beruf allein bewältigen und somit für diese Bereiche die Belastung und Verantwortung tragen. Eine Frau (50jährige Dirigentin, arbeitslos in der BRD) erklärt:

»Wir sind daran gewöhnt zu arbeiten. Wir können uns unser Leben ohne Arbeit nicht vorstellen. Und in Rußland war es so, daß eine Frau stark war und ihre eigene Stimme hatte, wenn sie richtig im Beruf war. Aber ich weiß nicht, hier sitzen viele Frauen zu Hause und meinen, daß es normal ist« (Int. 3).

In den Beschreibungen der »zu Hause sitzenden« bzw. nicht-berufstätigen westdeutschen Frauen entsteht ein Gruppen-Selbstbild, das auf die Bearbeitung der eigenen Situation der befragten Aussiedlerinnen, die in der Sowjetunion vollzeit berufstätig waren und in der BRD mit Arbeitslosigkeit und Dequalifizierung konfrontiert sind, verweist. Ihre (erzwungene) Nicht-Berufstätigkeit hierzulande wird im Vergleich zu der von ihnen wahrgenommenen Lage der (freiwillig) nicht-berufstätigen westdeutschen Frauen erklärt. In diesem Vergleichsprozeß spielt das nicht-berufstätige moderne westdeutsche Frauenbild eine bewegende Rolle für die Auseinandersetzung der Aussiedlerinnen mit dem beruflichen Bruch im Einwanderungsprozeß.<sup>33</sup> Somit wird ihre im hiesigen Kontext verunsicherte und von Ausschluß bedrohte berufliche Situation rekonstruiert. Eine Grenzziehung zwischen einem modernen, nicht-berufstätigen westdeutschen Fremdbild und einem selbstverständlich berufstätigen, emanzipierten Gruppen-Selbstbild kommt zum Ausdruck. In ihren Beschreibungen werden verschiedene Frauenbilder mit der Gruppenzugehörigkeit und den jeweiligen materiellen Lebenslagen verknüpft.

<sup>33</sup> Manuela Westphal. *Geschlecht, Beruf und Bildung. Eine vergleichende Untersuchung am Beispiel der beruflichen Integration von Aussiedlerinnen*. Dissertation. Universität Osnabrück 1995.

Die während der Erstinterviews befragten Frauen aus der Türkei verbinden Modernität mit der materiellen Situation, mit Wohlstand und Erwerbstätigkeit. Westdeutsche Frauen sind, nach Auffassung der Befragten, modern, weil sie eher eine Erwerbstätigkeit auf dem Arbeitsmarkt finden und ihr nachgehen können. Zudem sind sie finanziell besser abgesichert und haben mehr Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen. Als Beispiel hierfür meinten einige Frauen, daß westdeutsche Frauen »alleine unternehmen können, was sie wollen«, weil sie vom Staat Hilfe und Unterstützung bekommen. Hierbei kommt die faktische und juristische Ungleichheit der Arbeitsmigrantinnen in der bundesdeutschen Gesellschaft zum Tragen. Für eine 48jährige Interviewpartnerin mit drei erwachsenen Kindern (und einer Schulbildung bis zur 3. Klasse), die als Pionierin in die BRD kam und seit 22 Jahren in derselben Fabrik arbeitet, sind westdeutsche Frauen »modern«, weil sie, wie sie sagt, »arbeiten können und materiell gut versorgt sind. Selbst Arbeitslose können Geld bekommen«. Diese Befragte definiert den Begriff Modernität wie folgt:

»Meiner Meinung nach ist Modernität ein Kennzeichen von Wohlstand. Modern heißt, wenn du dich elegant bekleiden willst. Und wovon hängt dies ab? Vom Materiellen. Wenn du das Materielle nicht hast, wie kannst du modern sein? Wenn du dein Haar machen läßt, dann findest du kein T-Shirt, wenn du das T-Shirt findest, dann keine Hosen« (Int. 14).

Modernität ist demnach spiralförmig, und das gesteigerte Bedürfnis oder Streben nach dem Konsum, das daraus entsteht, ist endlos. In der Modernität wird allerdings auch eine Gefahr für Frauen gesehen, insbesondere für jüngere Frauen aus armen Familien. In der Sucht nach dem Modernsein können sie sich »im Schmutz befinden«, also auf eine unehrliche Weise Geld verdienen oder einen »schlechten Weg« gehen. Demnach hat Modernität eine gefährliche Seite: Wenn die Grenze überschritten wird, kann eine Frau sich im Abgrund wiederfinden. Die befragten Frauen aus der Türkei distanzieren sich von der süchtigen Seite der Modernität, indem sie sich als »Dorffrauen« beschreiben. Wie eine Aussiedlerin auch formulierte, sind sie »nicht automatisch, von Geburt« her modern. Aus diesem Blickwinkel – von außen – setzen sie sich Grenzen, da »zuviel« Modernität ihre Nachteile und Konsequenzen hat.

Eine andere Befragte, ebenfalls mit drei erwachsenen Kindern, auch Pionierin und Arbeiterin (Int. 16), sieht die Freiheit der westdeutschen Frauen darin, daß diese überall hingehen können, alleine oder mit Freunden: »Eine westdeutsche Frau sagt: Ich gehe auch wie der Mann, ich bin frei«. Einerseits befürwortet sie die Freiheit und die Forderung der westdeutschen Frauen nach »gleicher Beteiligung des Mannes an der Hausarbeit«. Andererseits erläutert sie den Nachteil dieses Frauenbildes: »Von einer Seite ist Freiheit besser, aber nicht zuviel, das finde ich ein bißchen dumm«. Wenn die Frau zuviel Gleichheit fordert, kann die Familie ihrer Meinung nach auseinanderbrechen. Hierzu meint die Befragte: »Der Mann betrinkt sich, geht immer in Kneipen, verläßt das Haus und die Frau steht am Ende alleine mit den Kindern«.

Ähnlich wie bei den Aussiedlerinnen wird bei den befragten Frauen aus der Türkei das moderne Frauenbild mit der sozialen Lebenslage von Frauen verbunden. Während die Aussiedlerinnen die Grenzziehung ihrer Selbst- und Fremdbilder entlang der Diskussion über *Berufstätigkeit* gezogen haben, scheint die *Familie* für die Frauen aus der Türkei eine wichtige Vergleichsebene mit westdeutschen Frauen anzubieten. Ihre Modernität wird *durch* die Erwerbstätigkeit auch *in* der Familie erlebt. Aus ihrer sozialen Lage heraus ist die Einwanderung als familiales Unternehmen mit einem Arbeitsaufenthalt für die Zukunftssicherung der Familie verbunden. Angesichts der noch dominanten Ideologie des Gastarbeitersystems in der BRD einerseits und des Glaubens an die Zeitweiligkeit des Arbeitsaufenthalts (mit Rückkehrperspektive) andererseits wird die Familie für

Frauen aus sozialen Gruppen mit unsicherem gesellschaftlichen Status – wie es die Arbeitsmigrantinnen und ihre Familien sind – ein wichtiger Ort für positive Identitätsstiftung.<sup>34</sup>

Von den befragten Aussiedlerinnen und Frauen aus der Türkei wird die Modernität eher mit den jeweiligen Lebenslagen von Frauen in Zusammenhang gebracht. Die Aussagen dieser Befragten spiegeln ihre jeweiligen Lebensräume als Produkt bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse wider. In der Auswahl ihrer Beschreibungsmerkmale wird deutlich, daß sie sich konkret auf Lebensbedingungen im Herkunftsland (z. B. Armut, Grad der Technisierung) und im Aufnahmeland beziehen (Lohnarbeit, Wohlstand, Konsummöglichkeiten, und, für die Frauen aus der Türkei, ungleiche Bürgerrechte). Zwischen den beiden Kontexten einerseits und zwischen ihrem eigenen Minoritätenstatus und dem der hiesigen westdeutschen Frauen andererseits wird aus einer Vergleichsperspektive differenziert. Die Aussagen zeigen, daß das »moderne« Frauenbild von ihnen jeweils unterschiedlich im Vergleich zu dem hiesigen bewertet und ggf. kritisiert wird. Während für die befragten Aussiedlerinnen die »moderne« Frau mit der Nicht-Berufstätigkeit verbunden wird, kann das Familienleben einer modernen Frau nach den Aussagen der Frauen aus der Türkei zerstört werden. Für die beiden Gruppen wird »zuviel« Modernität mit Verantwortungslosigkeit in Zusammenhang gebracht. In diesem Erklärungsrahmen schreiben sie sich Stereotypen über »traditionelle« Frauen eher zu, was auf eine Distanzierung vom hiesigen Bild der »modernen« Frau hindeutet. Wie unsere Ergebnisse darlegen, beschreiben sie sich zugleich jeweils »moderner«, als die westdeutschen Frauen sie einschätzen.

## 5. Fazit

Die Ausführungen aus den Befragungen zu den Themen »Fremdheit« und »Stereotypen« machen deutlich, daß für Identitätsbildungs- und Grenzziehungsprozesse zwischen »Wir«- und »Sie«-Gruppen sowohl gesellschaftspolitische als auch psychosoziale Dimensionen relevant sind. Die Differenzerfahrungen der eingewanderten Aussiedlerinnen und Frauen aus der Türkei im bundesdeutschen Alltag sind nicht Ausdruck eines a priori und statisch festgelegten »Andersseins« (Stichwort: »kulturelle Differenz«), sondern diese Erfahrungen werden in konkreten sozialpolitischen Verhältnissen gebildet und aus dem eigenen sozialen Kontext heraus von den Individuen erlebt, verarbeitet und gehandhabt. Ihr Nicht-Dazugehören wird je nach ihrer konkreten Verortung in der bundesdeutschen Gesellschaft von den Befragten thematisiert. Sowohl Aussiedlerinnen als auch Frauen aus der Türkei setzen sich mit der entlang ethnischer Kriterien gebildeten bundesdeutschen Abgrenzungspolitik auseinander – wenn auch aus unterschiedlichen Standpunkten. Die Frauen aus der Türkei betonen ihre soziale Stellung als Arbeitsmigrantinnen und zugleich ihre Abgrenzung als *de jure Fremde* im Hinblick auf ihre Stigmatisierung im Alltag und die differenzielle bzw. ungleiche Teilhabe an gesellschaftlichen Leistungen und Ressourcen. Insofern sie in der bundesdeutschen Kultur als »minderwertig« angesehen und als Ausländer (sprich: als Ungleiche) wahrgenommen und behandelt werden, erklären sie die Statushierarchie der Westdeutschen für stark kritikwürdig. Die Aussied-

---

<sup>34</sup> Sedef Gümen, Leonie Herwartz-Emden, Manuela Westphal. »Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als weibliches Lebenskonzept: eingewanderte und westdeutsche Frauen im Vergleich«. *Zeitschrift für Pädagogik* 1 (1994), 63–80; Leonie Herwartz-Emden. *Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell-vergleichende Untersuchung*. Weinheim, München 1995.

lerinnen dagegen – als *de jure Deutsche* – bringen den erlebten Widerspruch zwischen ihrer (durch die hiesige Aussiedlerpolitik legitimierten) Selbstwahrnehmung als Deutsche und ihren Erfahrungen als »fremde Deutsche« zum Ausdruck. Sie stehen unter dem starken Assimilationsdruck, als »Deutsche« zu gelten, aber erleben ihren *de facto* geringeren sozialen Status – als Nicht-Dazugehörige – im Alltag. Entlang der hierzulande tradierten Kriterien der Sprache und des Herkunftsortes werden sie, wie die Befragten äußern, nicht als »richtige Deutsche« wahrgenommen. Die Fremdwahrnehmung der Mehrheitsgesellschaft über Ausländerinnen und Aussiedlerinnen wirkt auf die Selbstdefinitionen der eingewanderten Frauen ein, insofern sie sich mit dieser Fremdzuschreibung und der Abgrenzung auseinandersetzen müssen. Sie nehmen ihre Einstufung durch die Westdeutschen als »geringerwertig« wahr und rekurren auf kollektive Identitätsformen, die sie allerdings wegen ihrer differenziellen Verortung unterschiedlich zum Ausdruck bringen.

Ihre Fremdheitserfahrungen im Alltag sind wirksam für eine Identifikationsbildung, die in einem Vergleichsprozeß mit ihren jeweiligen Fremdbildern über die westdeutschen Frauen entsteht und dort geformt wird. Beide Gruppen von Frauen sind sich ihres mächtschwächeren sozialen Status' bewußt; jedoch heißt dies nicht, wie einige Arbeiten über die psychosozialen und emotionalen Dimensionen der Einwanderung nahelegen, daß sie darunter leiden und den ihnen aufgezwungenen Abgrenzungsprozessen »tatenlos« ausgeliefert sind. Sie gehen demgegenüber mit ihren Gruppen-Selbst- und Fremdbildern über »moderne« westdeutsche Frauen kritisch um und grenzen sich von den ihrerseits beschriebenen Exzessen der Modernität ab. Eine »moderne« Frau, die weder berufstätig (wie von den Aussiedlerinnen betont) noch familienorientiert ist (wie von den Frauen aus der Türkei hervorgehoben), kommt für diese Befragten in ihrem eigenen Selbstbild nicht in Frage. Insofern distanzieren sie sich wiederum von ihrem jeweiligen »modernen« westdeutschen Stereotyp: Sie definieren sich selbst als »traditionell« *und* als »modern«, weil sie sich *sowohl* berufstätig *als auch* familienorientiert wahrnehmen.

Im Gegensatz zu diesen Bildern heben die befragten westdeutschen Frauen die eigene Modernität hervor, die auf einem hierarchisierenden Stereotyp der rückständigen und vom Mann abhängigen Aussiedlerin und Ausländerin beruht. Diese Fremdwahrnehmung stimmt mit der Alltagswahrnehmung in der Mehrheitsgesellschaft über eingewanderte Frauen aus »nicht-westlichen« Gesellschaften überein und gibt das (west)eurozentrische Traditions- und Modernitätsparadigma wieder. Die »fremden Frauen« werden nicht nur als »andersartig« wahrgenommen, sondern sie werden entlang dieses Paradigmas als geringerwertig im Vergleich zum eigenen Gruppen-Selbstbild der westdeutschen Frauen eingeschätzt. Demnach sind Frauen *entweder* »modern« (Wir-Gruppe der Westdeutschen) *oder* »traditionell« (Fremdgruppe der eingewanderten Frauen). Somit kommt, wie die Interviews mit den befragten westdeutschen Frauen zeigen, ein Gruppen-Selbstbild zum Ausdruck, in dem das »Eigene« als latent vorherrschend und bestimmend manifestiert wird und den Maßstab angibt, nach dem eingewanderte Frauen aus »fremden Kulturen« als *noch nicht so weit wie wir* bewertet werden. Solche Aussagen sind im Rahmen der sozialpolitischen Prestigehierarchien und Interessen sowie gesellschaftlich tradierter kulturhistorischer Deutungen zu verorten – aber sie sind angesichts der daraus resultierenden Konsequenzen der Ausgrenzung, Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit und der damit verbundenen Bedrohung der Identifikation und Lebensgestaltung einwandernder Gruppen in der Bundesrepublik umso kritikwürdiger.